

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 303.

Freitag, 28. Dezember.

1928.

(16. Fortsetzung.)

### Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Ja, dies unglückselige Testament! ging es auch dem Sohn durch den Kopf, und eigentlich zum ersten Male, bisher hatte er selten über dies Testament nachgedacht, das ihn wohl zum alleinigen Erben bestimmte, ihm aber auch das Verfügungsrecht über das Gesamtvermögen — zweihundertundzwanzigtausend Mark — nahm, solange er nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte. Starb er vorher, fiel der Nachlaß des verstorbenen Bankprokuristen, der die Mitgift seiner Frau durch erlaubte und glückliche Spekulationen so reich vermehrt hatte, an seinen Bruder Franz, mit dem er doch zu Lebzeiten ständig Streit gehabt hatte, beziehungsweise an dessen Nachkommen, oder, falls Herbert vor dem dreißigsten Lebensjahre heiratete und diese Altersgrenze nicht mehr erreichte, an seine Witwe, und auch nur dann, wenn Herbert Leibeserben hinterließ, sonst nur zur Hälfte. Aus diesem Grunde suchte Onkel Franz auch mit allen Kräften Heiratspläne seines Neffen zu durchkreuzen, intrigierte er, wo er nur konnte.

„Ja, das vertrackte Testament“, wiederholte Herbert mechanisch.

„Wie alt sind Sie jetzt, Herr Godebrecht?“

„Ich werde im Juli neunundzwanzig.“

„Also noch anderthalb Jahre. Bis dahin Vorsicht vor Autos, mein Lieber! Noch besser, Sie heiraten bald, da sichern Sie wenigstens die Angebetete Ihres Herzens. Apropos: Wie steht die Angelegenheit mit der Tochter des Althändlers?“ Herbert schwieg. „Ein Abenteuer, das die geistigen Kräfte mehr in Anspruch nimmt, als für unsereinen taugt, Herr Godebrecht.“ Das klang beinahe wie ein Verweis.

Herbert verabschiedete sich; in halber Bewußtlosigkeit verließ er das Bankgebäude. Er ging auch nicht gleich nach Hause, sondern zu Bindewald. Die Familie saß noch bei Tisch, der Kapellmeister, der heute von Berlin zurückgekehrt war, ah bei seinen Angehörigen, seine helle Stimme klang bis auf den Korridor.

„Sagen Sie den Herrschaften, ich würde im Wohnzimmer so lange warten“, bedeutete Herbert dem Mädchen; „sie möchten sich auf keinen Fall stören lassen.“

Aber er brauchte nicht lange zu warten; die Tür wurde aufgerissen, der Kapellmeister stand da.

„Guten Abend, Herbert... Steg auf der ganzen Linie, und bei den diesjährigen Festspielen in Bayreuth soll ich „Lannhäuser“ dirigieren.“

„Herzlichen Glückwunsch, Walter.“

Der Kapellmeister war ganz jugendlicher Enthusiasmus und Berve. Aber dann brach er plötzlich ab und sah Herbert aufmerksam an.

„Du warst gestern hier“, sagte er halblaut, „habt ihr, du und Ruth, Differenzen gehabt?“

Herbert war der Verzweiflung nahe. Sollte er dem Freunde, der aus begreiflicher Teilnahme fragte, lang und breit die gestrige Begegnung mit Thea und was dann gefolgt war, erzählen, wo doch etwas ganz anderes ihn hierhergetrieben hatte? ...

„Ist Ruth wieder wohl?“ fragte er matt.

„Ja. — Aber da ist sie selbst.“

Herbert stand auf und begrüßte Ruth. Ihre offensichtliche Befangenheit wich sehr bald, als sie die Blässe auf Herberts Gesicht, sein ganzes nervöses Gebaren überhaupt bemerkte.

„Bist du krank, Herbert?“ forschte sie ängstlich.

„Krank? — Nein. Ich bin nur das Opfer eines schwarzen Tages, ein Spielball von Zufälligkeiten, ein Mensch, der sein inneres Gleichgewicht eingebüßt hat und darum nicht mehr sehr viel wert ist“, erwiderte er in einem Ton, der die Geschwister mit Bestürzung erfüllte.

„Nun, nun, Herbert“, lachte der Kapellmeister gewungen, „man kennt dich ja gar nicht wieder!“

„Der beste Beweis, daß ich nicht übertrieben habe.“ Er richtete seine Augen auf Ruth, und nun suchte eine seltsame Erschütterung ihn heim. Angesichts dieser Mädchenerscheinung, deren Herbeheit gebrochen schien, so daß es ihn lind und tröstend berührte, empfand er den nie geahnten Drang, ihr zu sagen, daß er sie liebe, gleich darauf zieh er sich selbst der Schwäche. Dieser jämmerliche Tag würde vorübergehen, und mit ihm das Bedürfnis nach Anlehnung und Zuspruch. Seine Zuneigung durfte er nur bekennen in einer Stunde der Selbstbeherrschung, nicht jetzt.

Er erzählte den Geschwister das in der Bank Vorgefallene und daß er sich keinen andern Rat gewußt hätte, als Bindewald, den Vater, aufzusuchen, um ihn zu bitten ...

Der Kapellmeister fuhr sich mit der Hand durch die Künstlerlocke, dabei einen Kernausschlag, der Herbert galt, vor sich himmelmelnd; denn bei dessen leichten Worten hatte das Mienenspiel der Schwester sich sichtbar verändert. Also nicht meinetwegen bist du gekommen, stand ganz deutlich in den braunen Augen geschrieben, nicht um mir etwas zu sagen und das Gestrige wieder auszulöschen, sondern ...

„Ich werde Papa benachrichtigen“, äußerte Ruth, dann ging sie hinaus.

„Mensch, Herbert, manchmal bist du schier blind“, sagte der Kapellmeister in hellem Ärger.

„Wie meinst du das?“ lautete die verwunderte Frage.

„Ja, wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Da ist nichts zu machen. Aber leid tust du mir doch, alter Kerl.“ Er bot Herbert Zigaretten an und atmete befreit auf, als die Eltern erschienen.

Herbert erstattete abermals Bericht, worauf Frau Bindewald die Hände zusammeneschlug.

„O mein Gott“, sagte sie, „so viel Schlechtigkeit!“

„Kommen Sie, lieber Godebrecht, wir erledigen das in meinem Zimmer“, sagte Direktor Bindewald. „Du entschuldigst uns wohl“, wandte er sich an seine Frau. Als er dann mit Herbert allein war, begann er sehr ernst: „Das ist ja eine ganz niederträchtige Geschichte, lieber Freund, und zwar in allen Hinsichten, wie Bräutigam sagen würde. Seiner nächsten Umgebung nicht mehr trauen dürfen — fürchtbar! Ich warne Sie vor der berückelnden Duplizität der Ereignisse; ich bin da



von mir haben?"

"Kein Bargeld, Herr Bindewald", erwiderte Herbert hastig, "sondern nur Ihre Bürgschaft."

"Über wieviel?"

"Fünf- oder sechstausend Mark. Knapp vier benötige ich. Ich kann mich aber nicht von allem entblößen. Als Sicherheit werde ich Ihnen meine Wohn- und Schlafzimmereinrichtung, die ich mir selbst zu Weihnachten geschenkt hatte, verschreiben. Die Möbel sind bezahlt, aber noch nicht geliefert; damit ihr Wert nicht herabgemindert werde, bleiben sie am besten vorläufig beim Händler."

"Ach was, Sie wollen sich doch wohl nicht um Ihre Freude bringen! . . . Ich bin auch so gesichert."

"Und wenn ich nicht mehr in den Besitz meines Erbes gelange, Herr Bindewald?"

"Hören Sie mal!"

"Ich kann beim Verlassen Ihrer Wohnung die Treppe hinunterfallen und das Genick brechen . . ."

"Sie können beim Überqueren dieser Straße unter ein Auto kommen und . . ."

"Sehr wahr; Direktor Steinschmidt von unserer Bank warnte mich schon vor den Autos."

Bindewald starrte den jungen Mann in maßlosem Bestremden an.

"Soll ich Ihnen mal etwas sagen, Herr Godebrecht? . . . Seit gestern gefallen Sie mir nicht mehr. Sie haben sich von Grund auf verändert. Ja, wie ist das möglich! Ich gebe zu, besser zwölftausend Mark durch Spekulation verlieren als durch eine Infamie; dennoch: ein Kauf- und Bankmann läßt sich auch dadurch nicht aus der Fassung bringen, jedenfalls nicht so wie Sie. Donnerwetter, der Verlust läßt sich doch wieder einholen!"

"Ach, es ist ja nicht nur das Geld, Herr Bindewald", entgegnete der Abgekanzelte ganz verzweifelt. "Der ganze Zwischenfall ist ja nur eine logische Folgerung vorhergegangener Dinge, ein Ring in einer Kette, die, ich weiß nicht wo, ihr Ende findet."

Bindewald hatte sich weit vorgebeugt. "Was wollen Sie damit sagen? . . . Was heißt das? . . . Und läßt sich diese Kette nicht einfach zerreißen, zerhauen wie der gordische Knoten?"

"Nein, Herr Bindewald."

Der Direktor stand auf, mit ihm Herbert. "Selbstverständlich leiste ich die gewünschte Bürgschaft", sagte er kalt. "Ein so alter Freund meines Sohnes hat Anspruch auf meinen Beistand. Ich komme morgen gegen elf Uhr auf die Bank."

"Sie . . . Sie sind mir doch nicht böse, Herr Bindewald?"

"Böse? . . . Welch ein Ausdruck unter Männern! Enttäuscht bin ich, sehr enttäuscht. Nicht, weil Ruth . . . Gott bewahre! Ist Ihnen in dieser Wohnung jemals etwas zugemutet worden, was Ihr Empfinden verlegen mußte?"

"Ne! Ne!" rief Herbert fast stürmisch. "Ich selbst wünsche ja . . ."

"Heiter sein in der Ruhe, mein Freund! Hab' ein Lied auf den Lippen und die Faust bereit . . . heißt es nicht so oder ähnlich? . . . Auf Wiedersehen morgen . . . Nichts von Dank. Sieben Prozent per Anno bei fünfhundert Mark monatlicher Rückzahlung, wenn Sie das Geld von mir nehmen, sonst Bürgschaft über fünftausend. — Auf Wiedersehen!"

Herbert ging wie ein Schlafwandler nach Hause. Er fühlte sich grenzenlos vereinsamt. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er den Wert des Geldes erkannt, nun, da er gezwungen gewesen war, um Hilfe zu bitten; und zum ersten, nein zum zweiten Male — und beides heute — großte er mit seinem toten Vater; bis dahin hatte er dessen ängstliche Vorsicht überlegen belächelt. Ach nein, er hätte auch schon mit seinem Mündigwerden sein Geld zusammengehalten — und er hätte dann nicht nötig gehabt, um so viel und Darlehn zu bitten. Heute, das fühlte er mit einem eigenartigen Schmerz, war er unter den eiligen Fuß-

noch, nicht nur, weil er um seine ganzen Ersparnisse gebracht war und obendrein ein Darlehen verzinsen und tilgen mußte.

Ein Auto sauste laut hupend an ihm vorbei, unwillkürlich sprang Herbert ein paar Schritte beiseite.

"Ein Herr, der sich Ihren Onkel nannte, war hier, Herr Godebrecht", empfing den Heimkehrenden die Landgerichts-rätin Brügge, "er hat wohl eine Stunde auf Sie gewartet."

Das hatte noch gefehlt. Ein solcher Grimm kam in Herbert auf, daß er sich vergaß.

"Onkel Franz? . . . Er soll sich zum Teufel scheren! . . . Verzeihung, Frau Rat." Mit züngelnden Blicken ging er in sein Zimmer, während die alte Dame einer Erscheinung aus Stein glich.

An diesem Abend saß in seiner Stube, die er bei fremden Leuten bewohnte, ein junger Mann; vor ihm lag ein Brief, den er beim Nachhausekommen vorgefunden hatte und der von seiner Mutter kam.

Die Lippen des jungen Mannes zitterten ein wenig, als er noch einmal die Stelle las, in der die Mutter von ihren eigenen Verhältnissen sprach. Sie habe zwei gute Mieter, schrieb sie, und er, der Sohn, brauche sich um die Mutter nicht zu sorgen; bringend bat sie, ihr nichts von seinem Wenigen zu schicken.

Ein lautloser aber nichtsdestoweniger schrecklicher Kampf wurde ausgefochten, und er wurde dahin entschieden, daß der, in dessen Brust er sich abgespielt hatte, am nächsten Tage unauffällig durch die Kellerräume einer Bank ging und in der Nähe der Heizung mit einem raschen Griff einen Briefumschlag aus einem dunklen Winkel nahm, um ihn in seiner inneren Westentasche verschwinden zu lassen, dann suchte er wieder seinen Arbeitsplatz auf. Drängende Schulden waren zu bezahlen und in den nächsten Tagen fanden die großen Rennen in Vincennes und Auteuil statt.

(Fortsetzung folgt.)

## Dem Tode entronnen.

Aus dem Chinesischen überseht und nachersählt von Wilhelm Carl.

Anmerkung: Wir bringen heute eine Erzählung aus dem chinesischen „Buch seltsamer Geschichten“, um unsere Leserschaft mit den eigenartigen Gedankengängen der „Söhne Hans“, wie die Chinesen sich gerne nach einer längst vergangenen Dynastie nennen, bekannt zu machen. Buddhistische und taoistische Vorstellungen über das Leben nach dem Tode haben im Verein mit der uralten chinesischen Naturreligion die Welt und die Unterwelt mit einer Anzahl unheimlicher Wesen, mit Dämonen, Göttern, Geistern und Gespenstern bevölkert, die alle den Menschen mehr oder weniger zu schaden suchen. Selten nur taucht, wie in unserer Erzählung, auch einmal ein guter Geist oder eine Gottheit auf, wandert wie der Fassbinder unerkannt auf Erden und bläst mit seinem Odem Lug und Trug hinweg. — Lassen wir nunmehr die Chinesen selbst erzählen:

Liuscheng, ein Gelehrter aus Sangtschou, der infolge seiner glänzenden Fähigkeiten auf Staatskosten hatte studieren können, war in seinen späteren Lebensjahren Aufseher über die Prüflinge, die sich alle drei Jahre in Sangtschou versammelten, um ihre Examinas abzulegen. Eines Morgens erschien er nicht zur gewohnten Stunde auf dem weiten, ringsum von Klausurzimmern umgebenen Hof, und die Schüler schickten nach ihm. Dem Boten wurde zur Antwort, Liuscheng sei zur selben Zeit wie all die Wochen vorher zur Schule gegangen. Kurz darauf sei er mit einem fremden, schwarz gekleideten Mann zurückgekommen, habe mit ihm in seinem Studierzimmer verhandelt, und beide seien dann wieder gegangen. Da niemand ihn gesehen haben wollte, sorgten sich seine Angehörigen um ihn und glaubten, es müsse ihm ein Unheil zugefallen sein.

Einige Stunden später klopfte ein Fassbinder an das Tor des Liuschengschen Gehöftes und brachte den Vermissten.



schmied und verworfen, und die Augen waren ihm mit Schlamm und Schlamm wie angeklebter. Er war mehr tot als lebendig und antwortete auf keine Frage. Erst als man ihn geäußert und ihm einen Ingweraufguss eingebläst hatte, fand er die Sprache wieder und erzählte: „Auf meinem Weg zur Schule trat ein Schwarzeleider (ein Geist aus der Unterwelt) auf mich zu und begrüßte mich mit aufgehobenen Händen und einer tiefen Verbeugung. Ich erkannte ihn sofort und nahm an, meine Sterbestunde sei gekommen. Ich war so verwirrt, daß ich meine Sinne nicht mehr beisammen hatte. Der Schwarzeleider sagte zu mir: „Herr, geht heim und holt eure Sachen, denn ich will euch zum Palast der Wassergeister führen.“ Er begleitete mich hierher, ich nahm einige ganz unwichtige Gegenstände zu mir — ich glaube — sogar einen Schirm nahm ich mit — schloß das Studierzimmer ab und folgte dem Schwarzen. Unser Weg führte durch das Gintor hinaus vor die Stadt nach den Ufern des Westflusses. Zu meinem Erstaunen ragte nahe dem Ufer über den Fluten ein stolzer und herrlicher Palast empor, ganz aus Gold und Nephrit erbaut, der in der Sonne glänzte und funkelte. Unter den weiten, offenen Hallen bewegten sich eine Menge wunderbar reizender Mädchen, sangen lodende Lieder und wiegten sich im anmutigsten Tanzschritt. Ich stürzte vor, bis das Wasser meine Füße benetzte, sprang hinüber und verspürte eine brennende Sehnsucht im Herzen, diese herrlichen Geschöpfe aus der Nähe zu sehen. Der Schwarzeleider betrachtete mich eine Weile von der Seite, zeigte dann hinaus in den See und sagte: „Ihr tut besser, euch an den Spielen der Mädchen zu ergötzen, als untreue Knaben zu beaufsichtigen. Dort blüht die Liebe, die Freude und das Glück; nur ein Tor wendet sich rückwärts.“ Mit diesen Worten schob er mich vorwärts und in das Wasser hinein. Böslich rief eine mir, ach, so bekannte Stimme vom Ufer her: „Schlechter Teufel, was tust du? Du verführst den arlosen Menschen! Zurück, mein Sohn, geh' nicht hinüber!“ Als ich das Haupt wendete, erkannte ich in dem Kauer meinen längst verstorbenen Vater, den Treuen. Der Schwarzeleider spuckte Gift und Galle, sprang aus dem Wasser und warf sich wütend auf meinen alten Vater. Der aber wehrte sich tapfer, und der Schwarze bekam ihn nicht unter. Da kam dieser Fährbinder eilig heran, machte seine Wangen rund und die und blies einen heißen Wind gegen die Kämpfenden, gegen mich und den Palast. Sogleich war der Palast verschwunden, der Schwarzeleider lief davon, und auch mein Vater war nicht mehr zu sehen. Der Fährbinder trat zu mir ins Wasser, reichte mir freundlich die Hand und führte mich heim. Dank sei dir, du Guter und Mächtiger!“

Die Angehörigen Piuschengas, die den Worten des Gatten und Vaters mit weit aufgerissenen Augen und grauen-  
erregten Gesichtern gelauscht hatten, stürzten vor dem Fährbinder in die Knie und überschütteten ihn mit Dankes-  
bezeugungen. Der aber wehrte ihnen lächelnd und sagte: „Herr Piuscheng übertreibt; gering sind meine Verdienste um ihn und nicht wert der Worte und Tränen. Heute, wie alle Tage, zog ich in die Stadt, um geborstene Fässer zu heilen. Nicht viel Arbeit fand ich, nur Herr Pang benötigte meine Dienste. Heimwärts lenkte ich meine Schritte, zum Ufer des Sees, um den Kahn zu besteigen. Heiß schien die Sonne, die Mutter des All, und die Luft war drückend. Langsam nur kam ich vorwärts, die Arme schiel mir er-  
lahmten. Einen Schirmgriff entdeckte ich da dicht am Boot, ihn zu ergreifen, redt' ich den Arm. Doch sieh, find das nicht Luftblasen, aufsteigend vom Grund? Tief neigt' ich mich über den Bootsrand, den Menschen zu fassen, der da am Ertrinken. Hier sitzt er — es war euer Herr. Gering war meine Mühe, und aufrichtig euer Dank, solch' Lohn mag ich gern.“

Die Frau des Piuscheng sah eine Weile sinnend vor sich nieder, dann hob sie den Blick und sagte: „Wie kommt es, daß die Geister, die Schattengestalten, immer wieder ver-  
suchen, uns Lebende vorzeitig ins Jenseits zu locken? Es ist doch Geist von unserem Geist, und wie Geschwister ver-  
halten sie sich zu uns, so sollte man meinen. Sie aber ge-  
bärden sich wie unsere ärgsten Feinde. Noch niemals hat man gehört, daß umgekehrt die Lebenden die Toten be-  
lästigen.“ — Sofort kam Antwort von oben, tief und hohl rief eine Stimme durch das Gebälk: „Ich bin ein Gelehrter des höchsten Grades und will dir antworten, Weib: Steht nicht geschrieben, daß der Gute versuchen muß, den weniger Guten zu bessern? Und bemüht sich nicht der Weise, die Dummen geistlicher zu machen? Euer Wissen ist Null, wir Geister allein kennen die Welt diesseits und jenseits. Eueren Verstand aufzuhellen, indem wir euch zu uns herüberziehen, ist uns Gebot — weshalb wehrt ihr euch so verweigert? Laßt euch nicht das Reich der Schatten?“ — Mit einem wilden Geräusch erstarb die Stimme.

Also zu lesen im chinesischen Buch Sinitisä, 6. Kapitel.

Eine Stadt im Staate Florida. Die Schule ist aus-  
Jauchend laufen die Kinder die Treppen herunter und in  
den Hof, der das Schulgebäude umgibt. Beinahe ein Viertel  
deselben ist wartenden Autos eingeräumt. Kraftwagen  
aller Art stehen hier. Niemand sitzt in ihnen. Doch nicht  
mehr lange. Herangestürzt kommt eine Kinderschar. Vier,  
fünf, acht, nehmen je von einem Auto Besitz. Ein Junge,  
noch keine zehn Jahre alt, setzt sich ans Steuer und langsam  
fährt er zum Schulhof hinaus. Andere Autos werden von  
kleinen Mädchen gelenkt und mit einer Ruhe und Sicher-  
heit, die einem mit Erstaunen erfüllt.

Wir fragen eine Lehrerin, ob das denn erlaubt sei und  
ob nicht oft Unglücksfälle vorkämen. Etwas erstaunt schaut  
sie uns an: „Die Kinder fahren hier schon von frühester  
Jugend an und fahren sicherer als viele Erwachsene. Un-  
glücksfälle, die von Kindern verschuldet sind, kommen nur  
höchst selten vor. Die Gesetze Floridas verbieten ihnen das  
Fahren nicht, nur machen sie die Eltern für etwaige Fahr-  
lässigkeit verantwortlich.“

Die Stadt, von der wir sprechen, hat 100 000 Einwohner  
und besitzt 26 000 Autos. Stellt man sich an eine Straßen-  
kreuzung und beobachtet man den Verkehr, so sieht man, daß  
viele der vorbeifahrenden Autos von Kindern unter zwölf  
Jahren gelenkt werden. Manche scheinen kaum neun Jahre  
alt zu sein.

Hier kommt ein Auto. Am Steuer sitzt eine junge  
Frau. An sie lehnt sich ein Baby, vielleicht ein Jahr alt.  
Sie ist nicht die einzige, die das Baby und die anderen  
Keinen so spazieren fährt. Und nun verstehen wir. Das  
Auto ersetzt den Kinderwagen! Die Kinder sind im Auto  
groß geworden und darum auch von frühester Jugend an mit  
ihm vertraut.

Und, um auf Kinderwagen zurückzukommen, man kann  
in dieser Stadt oft stundenlang gehen, ohne einen zu sehen.

## Welt u. Wissen

Das Auge — kein Spiegel der Seele. Daß das Auge  
der „Spiegel der Seele“ sei, ist ja nicht nur von Dichtern  
immer wieder behauptet worden, sondern wir glauben auch  
selbst, aus dem Auge die Empfindungen und Erlebnisse ab-  
lesen zu können, die sich im Innern des Menschen vollziehen.  
Aber dieser Glaube ist trügerisch. Denn tatsächlich hat das  
Auge immer denselben Ausdruck, und wir verlegen nur die  
Veränderungen, die sich in anderen Teilen des Gesichtes voll-  
ziehen, in das Organ unserer Sehkraft. Das hat ein her-  
vorragender amerikanischer Gelehrter, der Psychologe der  
John Hopkins Universität, Prof. Knight Dunlap, unbe-  
zweifelbar nachgewiesen. Er kam zu diesem Ergebnis durch  
eigenartige Versuche, über die in der Frankfurter Wochen-  
schrift „Die Umschau“ berichtet wird. Er nahm nämlich die-  
selben Gesichter immer wieder aus der gleichen Entfernung  
auf, und zwar mit dem verschiedensten Gesichtsausdruck, bald  
lustig, bald traurig, bald nachdenklich, bald erschreckt usw.  
Die Bilder wurden dann quer über der Nasenwurzel zer-  
schnitten und die nicht zusammengehörigen Teile wurden  
zusammengesetzt. Dabei ergab sich, daß für den Gesichtsaus-  
druck derselben Versuchsperson nur das untere Stück maß-  
gebend war. Die obere Hälfte mit den Augen spielte beim  
Zustandekommen des Ausdrucks fast gar keine Rolle, und  
wenn die obere Gesichtshälfte bei lachendem Gesichtsausdruck  
mit der unteren bei traurigem zusammengefügt wurde, dann  
hinterließ das ganze Gesicht doch einen traurigen Ausdruck.  
Nachdenkliche Augen konnten dem fröhlichen Untergesicht  
keine trübere Stimmung verleihen, und sogar wenn man die  
Gesichtshälften verschiedener Versuchspersonen miteinander  
vereinigte, so wurde der Ausdruck immer vom unteren Teil  
und nie vom oberen bestimmt. Dunlap hat dasselbe Ergeb-  
nis immer wieder gehabt, auch wenn er die Gesichtshälften  
weiblicher und männlicher Personen von ganz wider-  
sprechendem Ausdruck zusammenbrachte. Der Gelehrte ist  
dadurch zu der Erkenntnis gekommen, daß das Auge nicht  
den geringsten Einfluß auf das verschiedenartige Aussehen  
des Gesichtes besitzt. Nur einige Muskeln der Augen-  
umgebung sind bei der Bildung des verschiedenen Gesichts-  
ausdrucks beteiligt, aber auch sie spielen keine große Rolle,  
und im wesentlichen, ja fast ausschließlich, wird der Gesichts-  
ausdruck durch das Muskelspiel der unteren Partien her-  
vorgeufen. Dabei ist es neben der Wangenmuskulatur in  
erster Linie die Umgebung des Mundes, die uns gestattet,  
die Art der seelischen Erregung zu erkennen.



\* „Der güldne Schrein“, ein Jahrbuch für gute Leser für das Jahr 1929. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.) Der güldne Schrein ist das Jahrbuch für den ernsthaft am deutschen Schrifttum Beteiligten. Beiträge wie „Kultur und Zivilisation“, „Volksbildung und Weltanschauung“, „Handschrift und Buchkunst“, „Leßing und die Nachwelt“, „Schriftsteller, Verleger, Buchhändler, Leser“, „Die Geschichte des Papiers“ erhellen die Bedeutung dieses deutschen Volksaltmanachs.

\* „Dürer-Kalender“ für Kunst und Kultur 1929. (Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckerei-Ges. m. b. H., Berlin NW. 6.) Dieser allbekannte Kalender, dem der deutsche Altmeister den Namen lieh, bringt auf nicht weniger als 224 Seiten höchstgeformte Lese in Bild und Wort aus mehr als einem Jahrtausend insbesondere deutscher Kultur.

\* „Deutscher Handwerks-Kalender 1929.“ Herausgegeben vom Reichsverband des deutschen Handwerks, Hannover, mit Unterstützung des Deutschen Handwerks- und Gewerbetages, des Forschungsinstituts für rationelle Betriebsführung im Handwerk und der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur. (Kontordia-Verlag, Leipzig.) Die Bilder reden eine eindringliche Sprache von der Bedeutung wie auch von der Notwendigkeit der Erhaltung des deutschen Handwerks, von dessen Tätigkeit über acht Millionen Deutsche leben. Zweifelloso wird der sehr gut ausgestattete Kalender, dessen Wert durch die den Abbildungen beigegebenen erläuternden Texte erhöht wird, wesentlich dazu beitragen, in weiten Kreisen Interesse für das Handwerk zu wecken und das Verständnis für diesen Berufsstand zu vertiefen.

\* „Gesundbrunnen 1929“, Kalender des Dürerbundes, 22. Jahrg. (Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Berlin NW. 6.) Einführung in die wichtigsten Erscheinungen der Zeit, Anleitung zur Lebenskunst inmitten der verwirrenden, das Persönliche zurückdrängenden Zeit; dazu Dichtung (Wilhelm Schäfer, Dautheiden, Max Barthel, Leßing usw.) und Kunst (eine hervorragende Auswahl neuerer Holzschnitte, darunter vier mehrfarbige Tafeln) sind das Programm dieses Kalenders.

\* „Deutscher Reichsbahn-Kalender 1929“, herausgegeben von Dr. Dr. Hans Baumann. (Kontordia-Verlag, Leipzig.) Dieser im dritten Jahrgang erscheinende Abreißkalender tritt seinen vielgelobten Vorgängern ebenbürtig an die Seite. Während der vorige Jahrgang 1928 unter dem Motto „Reichsbahn und Wirtschaft“ stand, wird in diesem Jahrgang gezeigt, wie „Reichsbahn und Volk“ zusammenhängen. Und dann führt uns der Reichsbahn-Kalender „durch die deutschen Lande“ und erschließt immer wieder neue Schönheiten, gibt Aufschluß über alle Geschichte, über Kultur und fortschreitende Zivilisation.

\* 1929, das Jahr der weltpolitischen Entscheidungen“ von August Schmidt. (Georg Stille, Berlin NW. 7.) Schicksalsfragen sind es, die die neueste Schrift von August Schmidt beantwortet, aus dessen Feder das bekannte, um die Jahreswende 1924/25 erschienene Werk „Das neue Deutschland“ stammt, dessen Ausblicke und Entwicklungsvorausagen der tatsächliche Gang der Ereignisse in geradezu verblüffender Weise bestätigt hat. Wie jenes Werk ist auch die neueste Schrift des in planetarischem Denken geschulten Verfassers von genialer Intuition getragen, in blendendem Stile geschrieben, kraftvoll und fesselnd bis zum Schluß.

\* H. Scharrelmann: „Pinkeranks Weihnachten“ und andere Erzählungen für die Jugend. Mit Illustrationen von Ernst Kuber. (Georg Westermann, Braunschweig.) Ein neues Buch von Heinrich Scharrelmann bedeutet für die Kinderwelt immer ein Ereignis, denn Scharrelmann ist den Kindern kein Unbekannter: seine Bücher sind längst zu den Lieblingsbüchern der Jugend geworden. Es ist eine Freude, den Verfasser immer wieder neue Stoffe aus dem Interessentkreis der Kinder hervorholen zu sehen. Auch in diesen reizenden, anschaulichen Erzählungen bewährt er wieder seine hervorragende Kunst, sich in die Kinderseele einzufühlen und sie die Umwelt erleben zu lassen.

\* Wilfried Broost: „Mein Onkel Kaspar“. Nach John Brindmanns berühmter Erzählung „Kasper Ohm und ich“ aus der Rostocker Mundart ins Hochdeutsche übertragen und für die Jugend bearbeitet. Mit Bildern von Ernst Kuber. (Georg Westermann, Braunschweig.) John

Brindmanns bestes Werk kommt mit dieser Übertragung endlich zu voller Geltung; die Rostocker Mundart, die das Original so schwer lesbar macht, wird hier — ins Hochdeutsche übertragen — auch dem Mittel- und Süddeutschen verständlich gemacht. Und besonders die Jugend wird Broost von Herzen dankbar sein, daß er ihr dieses prächtige Buch mündgerecht machte, ohne daß es in der wohlgeordneten Umformung etwas von seiner Wirkung einbüßte.

\* Ernst Wiechert: „Der silberne Wagen“, Novellen. (G. Grote, Berlin.) In diesen sieben Erzählungen ist die Einfachheit eines juchenden Lebens. Alle Menschen dieser Geschichten kommen mit einer leisen Unruhe aus dem Garten ihres Daseins, aus dem irgendwie Gehegten und Seienden, mit dem leise besorgten Blick der Menschen, die etwas verloren haben. Sie kommen an uns vorbei und gehen fort aus unseren Straßen der Vertrautheit, in die Wälder oder in eine Hütte, an das Ufer eines Stromes, irgendwohin in die drohende Welt der Frage, über die Schwelle des „Warum?“, an die Küste des „Wo?“ bis sie auf eine Tür stoßen, die sich plötzlich, schreckhaft plötzlich öffnet.

\* Hans Dominik: „König Laurins Mantel“, Roman. (Verlag Ernst Reils Nachf. — [August Scherl] —, G. m. b. H., Berlin.) Ein neues, fesselndes Werk des bekannten Schriftstellers, den man den deutschen Jules Verne genannt hat. Wieder werden wichtige Gegenwartsprobleme mit Kühnheit, aber streng logischer Phantasie in eine nicht mehr ferne Zukunft weiter entwickelt und gelöst.

\* Die „Zeppelin“-Fahrt, im Luftschiff nach Amerika und zurück. (Verlag Ullstein, Berlin.) Zwei Zeitungsberichterstatter, Walter Kessel und Wilhelm Schulze, haben diese Fahrten mitgemacht, und aus den Berichten dieser beiden Lustreisenden, aus ihren Erlebnissen während des denkwürdigen Zeppelin-Fluges, dem engen Bereich der Gondel und den Riesenmächten des Luftraumes über dem Ozean ist dieses Buch entstanden, das die Erinnerung an eine Tat festhalten soll, auf die jeder, über alle Grenzen, die sonst trennen, hinaus, stolz ist.

\* „Lustig Gebabbel“, eine Sammlung Frankfurter Dialektdichtungen aus aller und neuer Zeit von Gene Obermeyer und Hans Kerling. (Südwestdeutscher Funkverlag, Frankfurt a. M.) Dieses ausgezeichnete Buchlein enthält auf seinen 117 Seiten eine vorzügliche Auswahl charakteristischer Dichtungen in Frankfurter Mundart aus der Zeit von 1790 bis heute. — Der besondere Wert des Buches liegt darin, daß es köstliche Stücke des Frankfurter Dialekthumors — Gedichte und Prosa — die lange verschollen waren, wieder neu auferstehen läßt. — Eine reiche Fundgrube froher Stücke, die in das Grau des Alltags die Sonne des heimatlichen Humors scheinen lassen.

\* „Silke! mein Zwerchfell!“ 1000 Witze und Anekdoten von Ernst Barlik. (Verlag Max Basse, Berlin-Schöneberg 1.) Man muß lachen, ob man will oder nicht. Hat Barlik in seinen früheren Bänden auch so manchen blutigen Witz verzapft, hier gewinnt man den Eindruck, als ob jeder Beitrag vor irgendeinem Auditorium erst auf seine Wirkung hin geprüft worden ist, ehe er in die Sammlung aufgenommen wurde.

\* Leon Schalit: „John Galsworthy“, der Mensch und sein Werk. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der Freund Galsworthys und verdienstvolle Übersetzer seiner Werke schuf hier eine ausführliche Monographie, die ein umfassendes Bild des Menschen Galsworthy und seines Werkes vor uns entstehen läßt. Nachdem Schalit im Einleitungskapitel „Überblick“ in mustergültiger Präzision den literarischen Werdegang Galsworthys geschildert hat, gibt er im Kapitel „Persönliches“ ein höchst reizvolles Bild von Wesen und Arbeitsweise, Haus, Heim und Liebhabezeiten des Dichters auf Grund seiner persönlichen Beobachtungen. Der geschmackvoll gewählte und gut wiedergegebene Bildschmuck des Buches ergänzt vortrefflich diese Ausführungen. An sie schließen sich die drei Teile: Erzählende Werke, Gedichte und Dramen. In übersichtlicher Gliederung erstet so das Deutere Galsworthys vor uns, von seinen Anfängen bis zum „Schwanengesang“.

„Schüddel de Büz“, eine Auswahl von Volks-tänzen für Volkstanz-Lehrpläne in Tanzreisen, Schulen und Jugendvereinigungen. Herausgegeben von Lehrer Willi Schult. — Orchesternoten für Streich- und Blasinstrumente sind durch B. Rosenthin, Post Garzin (Pommern) zu beziehen. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.) Wer in Schule oder Jugendvereinigung erste Volkstänze lehren will, oder eine Tanzfolge für Volkstanzfeste sucht, der greife zu diesem Heft!